

## Hiob 14,1-6

Heute vor hundert Jahren wurde in Compiegne der Waffenstillstand unterschrieben. Das war das Ende des ersten Weltkrieges. Europa war ein Schlachtfeld, Tote und Versehrte überall, der Untergang des Abendlandes.

Nichts war mehr wie zuvor. Musik, Malerei, Literatur, Architektur, Theologie - es ging nicht mehr um schöne Formen, harmonische Klänge und Gottes Offenbarung in der Schöpfung. Nichts davon stimmte mehr. Krieg und Verfall wurden jetzt Themen, Hässlichkeit, Abstraktion, Disharmonie. Und Gott war nicht mehr der, der uns nah ist und wir ihm ähnlich, sondern der Fremde, ganz Andere. Sein Wort wohnt nicht in uns, sondern kommt senkrecht von oben... Der Tiefpunkt des Jahrhunderts war dabei noch lange nicht erreicht. Nach 1945 dichtete Matthias Hermann:

„Herr, Dein Atem ist ins Nichts vergeudet. / Von Deinem Weltturm dröhnt der letzte Schlag. / Zurück zu dir fehl mir die Flügel; / Es wurde Nacht am ersten Tag.“

Worte voller Finsternis, die auch nachsprechen kann, wer am Grab seines Kindes steht, wem Krankheit, Unglück, Naturkatastrophe das Leben zerstört...

Immer dann, im Großen wie im Kleinen, stellt sich die Frage nach dem Bösen. Wo kommt es her und warum bricht es ein in unser Leben? Warum verhindert Gott es nicht? Kann er nicht? Ist er gar nicht allmächtig und barmherzig? Wo ist er überhaupt in all dem Leid? Wer also wollte noch allabendlich dem „lieben Gott für einen schönen Tag danken“ und sich im Schatten seiner Flügel bergen?

So fragen wir, so frage ich, so fragen Menschen schon lange, vermutlich schon immer. Ein frühes tief beeindruckendes Dokument dieses verzweifelten Haderns ist das Hiobbuch im Alten Testament.

Hiob ist heute der sprichwörtlich mit Unglück Geschlagene, nichts kann schwerwiegender sein als eine Hiobsbotschaft, ich kenne keinen Menschen, der sein Kind Hiob nennen würde. Dabei war er ein gerechter, grundanständiger, frommer und in jeder Weise gesegneter Mann. Aber eines Tages bricht die Katastrophe über ihn herein, sein Land wird versehrt, die Arbeiter erschlagen, das Vieh geraubt. Bei einem Unwetter stürzt sein Haus ein und begräbt alle seine Kinder. Schließlich wird er schwer krank.

Wie kann das sein? Es galt der zwingende Zusammenhang zwischen dem, was man tut und dem, wie es einem ergeht. Es galt, dass Gott die vor allem Bösen bewahrt, die ihn ehren und ihm gehorchen...

Warum dann Hiob?

Weil es so nicht ist und so nie war. Das Hiobbuch ist einfach nur ehrlich. Das Böse trifft eben nicht nur die Bösen und die Gottlosen. Menschliche Versuche, mit dieser schweren Wahrheit umzugehen, dokumentiert das Hiobbuch.

Da sind zunächst die alttestamentlichen Autoren, die einen Gott, der den Guten quält, nicht denken wollen oder können und dem Text deshalb eine Rahmenhandlung verpassen. Die erzählt: Schuld ist der Satan, denn der wettet mit Gott, dass Hiob ihm nur deshalb treu ist, weil es ihm gutgeht. Wenn Gott ihm alles wegnehmen würde, seine Lieben, seine Gesundheit und seinen Besitz, dann würde Hiob sich abwenden. Ein Gott, der den wohlverdienten Segen nicht verlässlich gewährt, wäre dem Menschen unnütz...

Wohlgemerkt: in der Urfassung gab es diese faustisch anmutende Wette nicht. In der ersten Fassung stand nicht infrage, dass alles von Gott kommt, dass es also auch keinen anderen Verursacher des Bösen gibt.

Wenn das so ist, so beschwört Hiobs Frau ihren Mann, dann soll er diesen Gott endlich hinter

sich zu lassen. Was hilft ein Gott, der böse oder ohnmächtig ist. Er verdient Hiobs Treue nicht. Diesem Schluss folgen Menschen noch immer. Sie geben ihren Glauben auf, weil sie sich von Gott verlassen fühlen.

Soweit gehen Hiobs Freunde nicht. Aber sie dringen in ihn, nachzudenken, wofür er solche Strafe verdient hat. Anders können sie sich das Unglück nicht vorstellen. Gott ist gerecht und darum muss sich etwas finden. Auch das Muster quält Menschen noch heute...

Aber Hiob weiß, dass er sich nichts hat zuschulden kommen lassen. Und er will keiner anderen Macht in seinem Leben Raum geben. Er hat sich auf Gott verlassen und ihm vertraut, darum ist er mit ihm auch nicht am Ende. Ganz im Gegenteil: Dieser Gott ist der einzig wichtige Adressat in seinem Leben. Es gibt nichts außerhalb und deshalb erwartet Hiob, dass Gott sich ihm erklärt. Er ringt nicht mit seiner Frau und nicht mit seinen Freunden. Er ringt mit Gott und sagt, schreit, weint oder singt:

„Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe,  
Geht auf wie eine Blume und welkt, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht  
Doch du tust deine Augen über einen solchen auf, dass du mich vor dir ins Gericht ziehst.  
Kann wohl ein Reiner kommen von Unreinen? Auch nicht einer!  
Sind seine Tage bestimmt, steht die Zahl seiner Monde bei dir und hast du ein Ziel gesetzt,  
das er nicht überschreiten kann: so blicke doch weg von ihm, damit er Ruhe hat, bis sein Tag  
kommt, auf den er sich wie ein Tagelöhner freut.“

Mit anderen Worten:

Ja Herr, ich bin ein endliches unvollkommenes elendes Geschöpf, voller Sorgen und Zweifel. Wie sollte es auch anders sein. Ich bin ein Mensch, Kind zweier Menschen, die Fehler und Schwächen haben. Ja, ich kann nichts dazu tun, wann und in welche Familie ich geboren wurde oder wann es vorbei ist. Alles liegt bei dir, Gott. Aber wenn deine Anwesenheit Gott in meinem Leben soviel Unglück bringt, dann bitte wende dich ab. So will ich nicht, dass es zwischen uns ist. Geh weg, solange du zornig bist und komm wieder, wenn es anders ist. Hiob nimmt absolut ernst, dass eine wirkliche Beziehung zu Gott möglich ist. Und darum kämpft er. Er bringt keine Schuldfrage auf den Tisch, er betreibt keine Ursachenforschung. Er nimmt zur Kenntnis, dass das Böse in seinem Leben ist. Aber er will sich nicht damit abfinden, dass Gott ihm das antut oder es dabei belässt. Er will diesen Gott erweichen. Er glaubt fest, dass auch das Gute von ihm kommt und dass das am Ende stärker sein wird als das Böse.

Hilft uns diese Haltung weiter?

Ja, ich glaube es hilft, die Schuld am Bösen nicht fremden Mächten und Gewalten zu geben. Sie werden diese Macht nutzen, wenn es sie gibt und durch unser Zutun größer werden. Ja, ich glaube es hilft, Gott anzuklagen und ihm unsere Klage vor die Füße zu werfen, mit ihm zu ringen, denn nirgendwo anders gehört unsere Traurigkeit und Verzweiflung hin.

Und nein, ich glaube nicht, dass es hilft, Gedankengebäude zu stricken, in denen ein Gott so lieb ist, dass er nichts Schlimmes zulassen würde. Und nein, es hilft nicht, zu glauben, man hätte das Unglück verdient.

Es hilft zu vertrauen, dass das nicht das letzte Wort ist, dass Gott mit uns anderes vorhat als Leid und Unglück.

Es hilft zu glauben, dass nach der Finsternis des Karfreitags, nach der Grabesstille des Karsamstags ein neuer Tag beginnt. Ja, es hilft, uns in die Tradition dieses Klägers, des Hiob zu stellen und auch in die des Jakob, der sich mit Gott schlägt, der hinkend aus der Auseinandersetzung geht und nicht fortläuft, sondern sagt: „Ich lasse dich nicht, Du segnest mich denn.“

Zurück zum Anfang.

100 Jahre nach Compiegne. 80 Jahre nach der Pogromnacht. Mitten unter Menschen, die unsagbar Schlimmes erleben, fragte Marie Luise Kaschnitz: „Wie war das eigentlich als wir noch Verse machen konnten?“

Wie war das? Schrecklich. Denn ohne Worte verlernt man das Klagen, das Beten, das Leben. Aber wir können es Gott sei Dank noch.

Bei Friederike Roth klingt es so:

„Groß geblieben ist meine Sehnsucht nach Leuchtendem. / Man will sie mir aber nehmen. / Man erzählt mir von den Übeln der Welt, als wäre das ein Beweis. / ich werde stumm. / Längst bin ich weggefliegen auf Leuchtendes zu. / Aber im Zentrum des Leuchtenden / war natürlich die schwarze / die sternlose Nacht. / Und doch ist die Sehnsucht geblieben.“